

Nr. 18. Posen, den 3. Mai. 1891.

Heimwärts.

Erzählung von A. Trinius.

Es war an einem Augusttage. Die Sonne stand bereits dicht über den bewaldeten Bergen, welche die eine Seite eines breiten, von üppigen Wiesen, Aeckern und Obstgeländen bedeckten Thales begrenzten, durch das sich ein Fluß in malerischen Windungen schlängelte. Hie und da blitzte es wie Gold- und Gluthstreifen über die rasch dahinströmenden Wellen, Lerchen tirilirten hoch in der Luft und von den Rainen und Feldwegen klang der Gesang heimkehrenden Schnittervolkes. Eine leise Kühle, welche das Flußthal hinaufströmte, kündete das Hereinbrechen des Abends.

Auf der von Obstbäumen eingesäumten Landstraße, welche seitlich auf einer Hügellehne den Fluß begleitete, schritt ein einsamer, müder Mann. Er mochte kaum fünfzig Jahre zählen, aber Gram, Entbehrungen und Strapazen hatten ihm vor der Zeit das Haar gebleicht, die Gestalt gebeugt und tiefe Furchen in das schmale, vom Sonnenbrand gedunkelte Gesicht gegraben. Es kostete ihm sichtlich Anstrengung, seinen Weg fortzusetzen. Zuweilen blieb er tief aufathmend stehen und die Linke legte sich wie schmerzstillend auf das Herz. Und dann ging es wie ein leises Beben durch die Gestalt des ärmlich gekleideten Mannes.

Nun hielt er wieder in seinem Gange inne und die Augen blickten flußabwärts zu einer Höhe, welche sich, von einem dunkeln Walde bedeckt, quer vor das Thal legte, scheinbar dem Flusse den Ausweg sperrend. Ein Zug tiefer Traurigkeit lag auf seinem Gesicht.

„Dort hinter dem Berge war ich einst daheim!“ flüsterten die blassen Lippen. „Wie lang', wie lang' ist's her! Als ich damals hinauszog in die weite Welt, ließ ich Heimath, Jugend und Liebe hinter mir zurück.“ Er seufzte tief auf und dann fuhr er sich sacht über die Augen. „Der Heimath entfloh ich und die große Welt stieß mich aus. Arm ging ich von dannen, arm kehre ich heim, und was dazwischen liegt, war Kampf und Noth. O Gott! Und doch nur einmal möchte ich das Dorf sehen, die Stätte betreten, wo ich das erste und letzte Glück fand!“

Er schlug die Hände vor's Gesicht und dann ließ er sie wieder ermattet fallen. „Dahin ist die Sonne und wenn sie morgen wieder sinkt, bin ich in der Heimath drüben — ein Fremdling. Und wer mich erkennet, der wird mich anstarren wie ein Gespenst und alte Erinnerungen werden ihm aufdämmern von Schuld, Verrath und Sühne. In mir ist's ruhig seitdem geworden. Die lange Zeit hat Alles getilgt, nicht vergessen gemacht, aber vergeben gelehrt. An der Seite dessen, um den sie mich verrieth, wird mein Bild längst verblaßt sein. Auch so gut! Die Heimath will ich noch einmal schauen und dann mag's aus sein. Ich fühl's, meine Tage sind gezählt.“

Er schritt mühselig weiter, bis er bei anbrechender Nacht in dem Wirthshause eines an der Landstraße gelegenen Dorfes Unterkommen suchte. Dort ließ er sich still und unbeachtet von den Gästen in einem dämmerigen Winkel nieder, wohin die trübe Petroleumlampe, welche von der Deckenmitte der Gaststube niederhing, nur ein schwaches Licht fallen ließ. Das Glas einfaches Bier, das ihm die Wirthin hingeschoben hatte, leerte er in wenigen Zügen, von dem Abendimbiß genoß er nur wenig. Als ihn die gutmüthige Frau im Vorübergehen zum Essen ermunterte, schüttelte er matt den Kopf und bat dann, ihm sein Lager anzuweisen. Dasselbe war ihm in einem Nebenraum, der nur durch eine Gardine von der Gaststube geschieden war, auf der Diele bereitet worden. Dort warf er sich seufzend hin, aber der ersehnte Schlaf floh doch den Müden. Wirre Bilder umgaukelten ihn und dazwischen tauchte dann wieder ein friedliches Dorf, halb in Linden versteckt auf und eine süße, längst verhallte Mädchenstimme klang an sein Ohr.

Drinnen im Gaststübchen war es inzwischen lebendiger geworden. Zu dem Kantor hatte sich noch der Schultheiß gesellt, und jetzt erschien auch die derbfröhliche Gestalt des Försters im Rahmen der Thür, von den bereits um den Rundtisch Versammelten mit lautem Beifall begrüßt.

„Einen Ganzen, Frau Adlerwirthin!“ lachte der zuletzt Eingetretene. „Kreuzschockschwerebrett! Das war heut' eine Hitze, die selbst einen Grünrock durstig machen kann. Schön Dank!“ Der Förster hob den Maßkrug an, und that einen tiefen Schluck. „Aaah! Das zischt ordentlich da drinnen!“ Er klopfte dem Kantor auf's linke Knie. „Nun, Sie Professor, was giebt's Neues zu Lande? Sie streifen ja bei Ihren Schmetterlingsjagden unser Thal auf und ab. Keinen neuen Witz von unserem Dichter hinterm Postschalter? Was machen die guten Dillstädter? He? Haben sie schon Dillstädt zur Republik erklärt?“ Der Förster lachte breit über's ganze Gesicht und versenkte auf's Neue dann die Nase in den Maßkrug. „'s wär' ein Hundeleben ohne diesen Stoff!“

„Neues?“ Der Kantor wiegte den Kopf nachdenklich. „Neues? Wenigstens, was Sie interessiren würde, nicht! Aber vielleicht die Frau Adlerwirthin! Als ich vor einer Stunde aus dem Walde kam, begegnete ich dem Herrn Kaplan auf der Landstraße nach Ebenhausen. Er war sehr eilig. Die alte Ursel hätte zu ihm geschickt, da ihr letztes Stündlein gekommen.“

„Sterben ist Menschenschicksal," warf der Förster hin, „und um eine alte Jungfer mehr oder weniger soll man nicht viel Aufhebens machen. Solche alten Dinger sind sich meist selbst im Wege."

„Aber nicht diese, Herr Förster!" rief die Wirthin erregt. „Ihr letztes Stündlein, sagt Ihr? Arme Ursel!" Die Frau schlug fromm ein Kreuz und murmelte: „Gott sei uns Sündern Allen gnädig!" Dann fuhr sie laut fort: „Sie war eine Wohlthäterin für unsere ganze Gegend, die arme, gute Ursel, und mehr Thränen werden ihr nachfließen als Manchem, dessen Name laut gepriesen wird."

„Und warum blieb sie Jungfer?" fragte der Förster.

„Sie hat ihre Geschichte gehabt," sprach der Schultheiß jetzt. „Nicht, Kantor?"

„Ja, so ist's, und eine sehr traurige!" nickte der Angeredete. „Aber es ist lange her — wohl an dreißig Jahre. Gras ist seitdem darüber gewachsen und heute ist sie fast vergessen."

„Ihr macht mich neugierig," forschte der Förster. „Was ist's mit der alten Ursel?"

„Es ist ja kein Geheimniß," hob der Schultheiß an, „damals wußt's jedes Kind und sie hat dulden müssen, daß man mit Fingern auf sie wies."

„Leider — leider!" sagte die Wirthin traurig, welche jetzt am Tische Platz genommen hatte.

„Ursel war damals eines der schönsten Mädchen in Ebenhausen," fuhr der Schultheiß fort, „und was noch mehr für Manchen galt, sie war wohl die reichste Partie im Dorfe. Aber sie hatte ihren eigenen Willen und konnte stahlhart manchmal sein. Alle Anträge der angesehensten Burschen schlug sie in den Wind und hielt zum Sohne des armen Schulmeisters. Er war ihr klüger und stand ihr höher als all das Bauernvolk. Ich sehe Beide noch jetzt vor mir — ein schönes Paar. Er mußte eine merkwürdige Kraft über sie besitzen. Ihm gegenüber war sie weich und lenksam. Daheim bei ihr hat's damals harte Kämpfe gegeben. Der Vater trank und die Mutter — — na, genug, es kostete Thränen und gab Zerwürfnisse, sie aber setzte doch ihren Willen durch und so mußten die Alten schließlich nachgeben. Schulmeisters Wilhelm ward der Bräutigam Ursels."

„Und — und? Ihr macht mich neugierig!" fiel der Förster ein. „Starb er?"

„Nein!" sagte der Kantor jetzt, „es kam viel trauriger." Er blickte den Schultheiß an und dieser fuhr nun fort:

„Zwei Tage vor der Hochzeit, es war noch am frühen Morgen, da stand Schulmeisters Wilhelm drinnen in der Wohnstube von Ursels Eltern. Blaß und bebend am ganzen Leibe erklärte er, er könne die Ursel nicht heirathen, sie müsse denn ihre Unschuld beweisen. Und wenn sie in Gold bis über die Ohren säße, es wäre aus zwischen ihnen. Er habe Beweise in der Hand, daß Ursel ihn betrogen und mit einem Anderen zusammenhalte. Starr hat ihn damals die Ursel angeblickt, als traue sie Augen und Sinnen nicht. Der Vater hat höhnisch dazwischen gelacht und gemeint, solch eine arme Schulmeisterseele habe überhaupt kein Recht, in diesem Tone zu sprechen und noch dazu in seinem Hause. Der Wilhelm aber hat nicht viel darauf hingehört, sondern hat sich noch einmal zu seinem Schatz gewandt und ihm einen Brief vorgehalten.

„Ursel, hast Du dies geschrieben oder nicht? Sag' mir's: Bist Du unschuldig daran, so will ich's glauben. Denn ich weiß, lügen kannst Du nicht." Die Ursel aber ist still und stumm geblieben. Noch einmal hat er sie heiß gebeten, sie möge ihm antworten. Ein Wort, und Alles sei ja dann wieder gut. Da ist sie vor ihm in die Kniee gesunken und hat die Hände schmerzlich zu ihm aufgerungen — aber kein Wort ist über ihre Lippen gekommen. Das war eine traurige Stunde! Lange hat Wilhelm die am Boden Liegende angeschaut, dann hat er bitter aufgelacht und ist hinausgestürmt. Als am selbigen Abend die letzten Gäste aus dem Wirthshause kamen, fanden sie unweit davon den Sohn des reichen Bierbrauers mit dem Tode ringend. Ein schwerer Schlag hatte ihn getroffen. Die Nächstwohnenden wollten ein kurzes Wortgefecht vorher vernommen haben. Schulmeisters Wilhelm aber war am anderen Morgen verschwunden. Niemand hat erfahren, wohin. Es soll ihm schlecht ergangen sein und heute sagt man, er sei längst im Elend gestorben. Dreißig Jahre sind's jetzt her. Ursel blieb unverheirathet. Als ihre Eltern starben und sie als einziges Kind die große Erbschaft übernahm, da ist sie eine Wohlthäterin für Arme und Kranke geworden. Vielleicht hat sie damit Sühne für begangene Schuld thun wollen. Gottes Wege sind ja wunderbar!" —

Niemand merkte, daß hinter der Gardine im Nebenraume Einer aufrecht auf seinem Strohlager saß und tief erschüttert das zuckende Antlitz in beiden Händen barg.

„Das ist ja ein förmlicher Roman, Schultheiß," bemerkte der Förster, „und Sie haben mich ganz ernsthaft gestimmt."

„Ja, ein Roman!" nickte die Adlerwirthin, „aber er hat noch ein Kapitel, das Niemand kennt als Ursel und ich. Denn sie war meine letzte Freundin, und so oft mich noch mein Weg hinüber nach Ebenhausen führte, da saßen wir ein Stündchen zusammen, und es war ihr ein rechter Trost, Jemand zu haben, der sie kannte, verstand und um ihr schweres Unglück wußte."

„Noch ein Kapitel?" fragte der Schultheiß.

Die Wirthin nickte langsam und ernst. „Ja, und das traurigste von allen. Sie hat mir's einmal anvertraut und hat mich beschworen, es bei ihren Lebzeiten Niemand zu verrathen. Nun wird die arme Ursel wohl todt sein. Sie hat mehr gelitten und ist größer gewesen, als wir Alle, und war eine Heilige auf Erden schon. Gott schenke ihr ein seliges Ende und eine fröhliche Auferstehung!"

Sie schlug ein Kreuz und die anwesenden Männer folgten unwillkürlich ihrem Beispiel.

Dann ließ sie die Blicke über den Rundtisch wandern und sagte endlich mit stockender, trauriger Stimme:

„Die arme Ursel war unschuldig, aber sie nahm das Kreuz auf sich für die Sünde Anderer und hat's getragen bis zum letzten Athemzuge."

Alles schwieg am Tische und blickte gespannt auf die Erzählerin. Diese fuhr fort:

„Wie Ihr sagtet, Schultheiß! Es war ein trübes Familienleben daheim bei Ursel, und schon damals, als Ursel noch fröhliche Braut war, trug sie ihren geheimen Schmerz still für sich. Der Vater kam nicht mehr aus dem Wirthshause heraus und die Mutter war zänkisch und mit der Welt zerfallen. Auch war noch eine andere Tochter im Hause, sie ist längst gestorben, die war ein leichtfertiges Ding. Nur Ursel wußte um deren Sünde, und sie that alles, dieselbe vor den Augen der Eltern zu verbergen, um nicht noch trübere Stunden daheim zu erleben. Schulmeisters Wilhelm ist damals getäuscht worden. Als er Rechenschaft von der Ursel forderte, ist diese vor Bestürzung und Scham sprachlos gewesen. Auf der einen Seite ihr beleidigter Stolz, auf der anderen die Furcht den Eltern gegenüber, diesen das schlimme Geheimniß der Schwester zu verrathen — schwieg sie und nahm das Kreuz auf sich. Sie that nicht gut, aber sie handelte edel. Wär' sie mit Wilhelm noch einmal allein zusammen gekommen — alles wäre klar geworden. Er kam nicht wieder. Des Bierbrauers Sohn büßte schwer sein Vergehen und zwei Menschen sind darüber elend und unglücklich geworden. Ursel ist unschuldig gewesen. Sie hat's mir bei der heiligen Mutter Gottes zugeschworen. Schulmeisters Wilhelm blieb getäuscht. Ursel ist ihrem Verlobten treu bis zum Grabe geblieben!" —

In der Gaststube blieb es unbemerkt, daß hinter der Gardine ein leiser Schrei ertönte und dann ein müder Erdenpilger wie betäubt zurück auf das harte Lager sank.

Die Wirthin trocknete sich die Thränen und machte sich dann daran, die Maßkrüge ihrer Gäste wieder auf's Neue mit schäumendem Gerstensaft zu füllen. Am Rundtische war's stiller geworden und eher als sonst ging heute Jeder aus dem Gaststübchen der Adlerwirthin. — —

Es war noch früh am Morgen, als der einsame Mann das Wirthshaus verließ und mit zitternden Knieen dem Waldberge zuhastete, der ihn noch von dem heimathlichen Dorfe trennte. Die letzte Nacht schien ihn vollends gebrochen zu haben. Er war ein Greis geworden.

„Heimwärts — heimwärts!" kam es zuweilen über seine Lippen. „Heimwärts! Vielleicht lebt sie noch und kann mir vergeben. O, mein Gott!"

Wo die Landstraße einen weiten Bogen um den Waldberg begann, hielt der Mann ein paar Augenblicke still, um Athem zu schöpfen. Dann schlug er einen Fußpfad ein, der die steile Bergwand emporlief. Es war so feierlich still im Walde. Der Morgenwind rauschte in den Tannenwipfeln, Sonnenstrahlen huschten über das thauige Moos, und in der Ferne tönte Kukuksruf.

Ein mattes Lächeln glitt über das Gesicht des Wanderers.

„Damals zählten wir Beide die Rufe des Kukuks und glaubten an seine Weisheit. Und jetzt! gieb mir Kraft, mein Gott, daß ich sie noch sehe, ehe sie dahingeht zu Dir.“ Er fuhr sich an die Brust und stöhnte leise.

Höher und höher ging es hinan. Zuweilen schien es, als müsse der heimwärts pilgernde Fremdling zusammenbrechen. Seine Kräfte erlahmten und mühsam schleppte er sich empor. Und nun war der Gipfel erklommen. Aber noch hemmte dichter Wald den Anblick. Fieberhaft, bald strauchelnd, dann wieder inne haltend, setzte der Mann jetzt abwärts seinen Weg fort, bis er auf ziemlich halber Bergeshöhe beim Austritt aus dem Gehölz wieder auf die Landstraße einlenkte. Ein Schrei entrang sich seiner Brust. Vor ihm in der Tiefe ruhte sein Heimathsdorf. Thränen stürzten aus seinen Augen und dann taumelte er hinüber zu einem Muttergottesbild am Wege. Da fiel er nieder. Mit zitternden Händen umschlang er das Bildniß der Gebenedeiten.

„Heilige Mutter Gottes! Hör' mich an: Laß mich sie noch einmal sehen, nur noch einmal und dann soll alles aus sein. Maria, vergieb mir, ich habe schwere Buße getragen um meiner Schuld willen!“

Er richtete sich langsam auf und blickte erschüttert hinab in das Thal süßen Heimathsfriedens. Da auf einmal zuckt er wie getroffen zusammen. Seine Züge verblassen sich, krampfhaft umschlingen die Arme das Heiligenbild. Was ist das? Aus der Tiefe kommt ein Glockenton, erst schüchtern anklingend, dann schwellend, voll und tief. Aber ernst, düster, traurig. Und der Einsame kennt den Ton der Glocke. Er schreit laut auf.

„Heilige Mutter Gottes! Erhöre mich — laß mich nicht so hinfahren in Jammer und Elend!“ Er starrt hinab nach dem Dorfe, er will weiter, doch die Füße versagen ihm den Dienst. Er bricht am Heiligenbilde zusammen. Da tönt Wagengerassel und Peitschenknall an sein Ohr. Mühsam hebt er den Kopf und ruft um Hülfe. Im nächsten Augenblicke kniet ein Bauer vor ihm.

„Was ist Euch, Mann? Seid Ihr krank?“

Der Sterbende schüttelt das Haupt. Die zitternde Rechte weist in die Tiefe.

„Da drunten — — sie läuten — — starb Jemand?“

Der Bauer nickt.

„Seid Ihr von hier?“

„Ja — ja! Wem gilt das Geläut?“

Vor einer halben Stunde starb unsere alte Ursel!“

Ein Jammerton entringt sich der Brust des am Boden Liegenden.

„Kann ich Euch helfen?“ fragt der Bauer. „Soll ich Euch mit hinunter ins Dorf nehmen?“

„Zu spät — zu spät! Kommt, hebt mir den Kopf — so — so — Ach, dank! Sagt meine letzte Beichte dem Kaplan. Ich bin Schulmeisters Wilhelm, der vor dreißig Jahren in die Welt ging. Des Brauers Sepp erschlug ich — weil — weil ich getäuscht wurde. Ursel war unschuldig — Eure Hand — so — war ein Engel — — eine Heilige auf Erden! — — Maria! vergieb mir — — nimm mich auf — zu Dir — zu — ihr! — — —“

Er schließt die Augen, ein Schütteln überfliegt seinen Leib, dann liegt er still. Der neben ihm knieende Bauersmann hat sacht die Mütze abgenommen und betet bewegt ein Vaterunser für das Seelenheil des müden Pilgers.

Drunten tönt die Todtenglocke fort. Im frischen Morgenwinde rauscht am Bergeshange in langen Streifen schnittreif die goldene Halmfrucht des Feldes; die Sonne lacht über Fluß und Thal und Waldberge, und zwischen Himmel und Erde singen die Lerchen, als sei das Glück hernieder gestiegen, um dauernd unter den Menschen zu wohnen.

Die schöne Wirthstochter.

Erzählt von D. Colonius. (Nachdruck verboten.)

Zur Zeit der Belagerung Kolbergs kehrte gegen Abend ein Trupp Franzosen in ein Gasthaus an der Landstraße in der Nähe der genannten Festung ein. Durch den Wald, der das Wirthshaus und die Landstraße von beiden Seiten umgab, rauschte der Wind, und der Regen strömte hernieder, als die Fremden in die Gaststube traten, um zu Nacht zu speisen. Es war alles finster und leer. Aber ein lauter Ausruf der Freude aus einem Nebenzimmer schien zu verkünden, daß sie gehört worden seien, und gleich darauf trat eine jugendlich schlanke Frauengestalt mit einem Licht in der Hand in die Thür.

Erstaunt blieb sie auf der Schwelle stehen, der Ausdruck ihres Gesichts erstarrte und ihr großes dunkles Auge schweifte unruhig über die Zahl der fremden Gäste, als suchte es vergeblich den erwarteten Gegenstand. Ein Ausruf der Verwunderung entschlüpfte den Lippen der Anwesenden, und aller Blicke waren auf das schöne Mädchen gerichtet.

Ungezwungene Fröhlichkeit, die anfänglich ihr ganzes Wesen und jede ihrer Bewegungen elastischer gemacht zu haben schien, hatte der schüchternen Verlegenheit Platz gemacht. Ihr großes, dunkles, sprechendes Auge, das bei ihrem Eintritt im Feuer der Hoffnung erglänzte, war erloschen und leuchtete nur auf in einzelnen scheuen Blitzen der Angst und Besorgniß.

„Ha, jetzt begreife ich!“ murmelte einer der Fremden, ein französischer Oberst, und warf einen Blick des Wohlwollens auf den neben ihm stehenden kleinen dicken Mann. Das schöne Mädchen war sofort von einigen der fremden Gäste umringt, die sich bemühten, ihr die ausgesuchtesten Artigkeiten zu sagen. Diese Bemühungen, die ihr unter anderen Umständen ein Lächeln abgelockt haben würden, vermehrten jetzt nur ihre Schüchternheit.

Das Abendessen wurde bestellt und die schöne Wirthstochter glaubte die günstige Gelegenheit benutzen zu können, um sich nach der Küche zu entfernen. Aber einige Herren, zu denen der Oberst leise geflüstert, vertraten ihr den Weg. In der höflichsten Weise und mit den galantesten Ausdrücken baten sie dieselbe, zu bleiben. Die andern setzten ihre Bemühungen fort, die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich zu lenken. Sie verlor dadurch alle Fassung und blieb in einem Zustand gänzlicher Verwirrung an der Küchenthür stehen.

Diesen Augenblick benutzte ein junger, kecker Herr, schlang seinen Arm um ihre Taille und führte sie in tanzender Kreisbewegung mitten in das Gastzimmer zurück. Der Oberst warf ihm einen unwilligen Blick zu. Die schöne Wirthstochter aber sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Mißtrauen und Seelenangst auf die fremde Gesellschaft und ihr Auge füllte sich mit blitzenden Thränen.

„Sie ist ein Engel, ein allerliebster Engel“, rief jetzt ein junger Offizier in höchster Erregung. — „Ist das die Fee des Waldes. die den Verwegenen lockt?“ flüsterte der Oberst dem kleinen dicken Mann zu.

Dieser bemühte sich, es eifrig zu bejahen. Dann, nach einer Pause, fuhr er flüsternd in französischer Sprache zum Oberst gewendet fort: „Hier ist sein Werbebureau, hier rekrutirt er seine Leute aus den Verwegenen, die der Ruf seiner Tollkühnheit anlockt!“ — „Alle Wetter! Mitten in unserem Lager! Sollte man es glauben?! Aber, beim Henker, diese Verwegenheit soll sein Ende sein!“

Der Oberst stampfte mit dem Fuß und der kleine Dicke war mit außerordentlichem Eifer bemüht, dem Oberst durch seine Geberden Recht zu geben. „Verwegen wie ein Bandit, tollkühn wie ein Räuberhauptmann der Apenninen“, meinte der Kleine. — „Und beides ist er!“ — „Ja, Herr Oberst, Sie kennen den Brief des großen Kaisers und die freche Antwort, die er darauf gab!“

Der Oberst schien sie nicht vollständig zu kennen, und der kleine Dicke, offenbar ein Spion, erzählte flüsternd eine Geschichte, wie sie in der preußischen Bevölkerung als Gerücht von Mund zu Mund ginge und den Mann, dessen Name sorgfältig vermieden wurde, zum Helden des Tages mache, zu einem Helden, in dem jeder wirkliche Patriot seinen Führer erkenne, dem jeder zuströme, der von gleicher Kühnheit und von gleichem Feuereifer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes und von ähnlichem Haß gegen fremde Unterjochung beseelt wäre. Ein lauter Ausruf des Unwillens und des Erstaunens von Seiten des Obersten versammelte die ganze Gesellschaft um denselben.

Die schöne Wirthstochter hätte in diesem Augenblick Gelegenheit gehabt, sich nach der Küche zu entfernen, aber sie zog es vor, zu bleiben. So peinlich ihre Lage war, so schien doch ein neuer Gegenstand, eine unbekannte Gewalt ihre Füße an den Boden zu

fesseln. Die Entrüstung des französischen Obersten fand bei seinen Offizieren den lautesten Widerhall.

Das Gerücht, das der kleine dicke Spion ganz in derselben Fassung mitgetheilt hatte, wie es in der preußischen Bevölkerung umging, behandelte etwa Folgendes: Acht prachtvolle Pferde, ein Geschenk des türkischen Sultans für den Kaiser Napoleon, gingen durch Preußen. Schill hatte davon Kunde erhalten. Beim Uebergang über die Elbe überfiel er den Transport und erbeutete glücklich das werthvolle Geschenk.

Als der Kaiser diesen Handstreich des jungen Freischarenführers erfuhr, gerieth er außer sich vor Zorn. Der Verlust der herrlichen Pferde, wie die damit seiner eigenen Person zugefügte Beleidigung verletzten ihn höchst empfindlich. Er schrieb an Schill: „Herr Räuberhauptmann! Wenn er die acht Pferde nicht zurückgiebt, die Er mir gestohlen hat, so wird Er, sobald Er eingefangen ist, ohne Weiteres an den nächsten Baum gehängt. Napoleon."

Schill antwortete: „Herr Kollege! Wenn Er die Siegesgöttin, die Er vom Brandenburger Thor gestohlen hat, wieder nach Berlin zurückbringt, wird Er auch seine acht schönen Pferde zurück erhalten. Schill."

Der französische Spion hatte nun ausgekundschaftet, daß ein Mann, der ohne Zweifel Schill war, sehr häufig in diesem Wirthshause verkehrte, und alle Anstalten waren getroffen, um den tollkühnen Freischarenführer, der bereits in so hohem Grade die Aufmerksamkeit Napoleons erregt hatte, abzufangen und der Gnade oder Ungnade des Kaisers zu überliefern, der ihn für sich gewinnen, oder unschädlich machen wollte. Das Gespräch war flüsternd und in französischer Sprache geführt worden. Nur einzelne lautere Ausrufe machten sich bemerklich. Aber die schöne Wirthstochter, obgleich sie nur wenige Worte französisch verstand und obgleich sie den Namen „Schill" nicht ein einziges Mal aussprechen gehört, hatte doch vom ersten Augenblick an Verdacht geschöpft; denn die Liebe schärft Blick und Ohr des liebenden Weibes für jede Gefahr, die den geliebten Gegenstand treffen kann. Jetzt war es ihr vollständig klar, daß der heutige Abendbesuch einen Anschlag gegen die Person des Geliebten verberge.

Schon öfter war Schill mit französischen Patrouillen und Streifpartien in diesem Wirthshaus in Berührung gekommen; aber stets hatte er mit wunderbarer Gewandtheit der Gefahr auszuweichen gewußt. Einmal sogar, in später Nacht, hatte er als Hausknecht die Pferde der Franzosen gefüttert. Heute jedoch sagte ein unbestimmtes Etwas dem jungen Mädchen, daß die Gefahr größer sei, denn jemals. Todtenbleich, mit starrem Auge stand sie da und die Galanterien der sie umgebenden Offiziere schallten ungehört an ihren Ohren vorüber. Alle ihre Geisteskräfte waren einem Vorhaben zugewendet, dem Gedanken, sich aus ihrer Gefangenschaft zu befreien und den Geliebten zu retten.

Eine Magd trat in die Gaststube und sah mit neugierigen, halb gleichgültigen Blicken auf die Anwesenden, als wollte sie die Gäste zählen. Die schöne Wirthstochter fand Gelegenheit, ihr zuzuflüstern: „Marie! . . . Er! . . . Gefahr! . . ." Mehr zu sagen war ihr unmöglich.

„Er!" wiederholte die Dienstmagd mit gleichgültiger Miene, wandte sich noch einmal zu den Gästen, als wenn sie jeden einzelnen überzählte, und ging dann mit träger Geberde und langsamen Schritten nach der Küche zurück, ohne weiter einen Blick auf ihre junge Herrin zu werfen. Diese war sichtbar ruhiger geworden und ihr Auge gewann das vorige Leben wieder.

Die Franzosen hatten sich bereits alles, was Trinkbares im Hause vorhanden war, auf die Tafel stellen lassen. Marie, die Dienstmagd, war bei diesem Geschäft nicht wieder erschienen.

„Sind die Wachen ausgestellt?" flüsterte der Oberst in französischer Sprache.

„Es ist alles in bester Ordnung", antwortete der Spion. „Ich habe jeden Eingang zu den Gehöften des Wirthshauses genau erforscht."

„Nur die Servietten fehlen noch", sagte Adeline in freundlicher Geschäftigkeit. „Ich werde sogleich für das Fehlende sorgen." — „Bitte, schöne Mademoiselle, bleiben Sie. Wir essen auch ohne Servietten", sagte der Oberst in höflichem aber bestimmtem Ton.

„Wie die Herren befehlen!" antwortete Adeline gleichgültig, indem sie zurücktrat. „Aber wo nur das Essen bleibt! Werden die Herren nur nicht ungeduldig!" — „O, Madame", bemerkte der junge begeisterte Offizier, „in Ihrer Nähe vergißt man Trinken und Essen!"

Adeline verbeugte sich freundlich. Sie schien von diesem Augenblick an den jungen Offizier, der unerschöpflich war in ausgesuchten Redensarten, besonders auszuzeichnen. Die übrigen bemerkten es, lächelten und überließen, nach einigen vergeblichen Bemühungen, ihrem Kameraden das Feld, indem sie an den Tisch zu der Gesellschaft des Obersten zurücktraten. Endlich kam das Essen; aber Marie, die Dienstmagd, erschien nicht.

„In der That, die Herren müssen besser bedient werden", sagte die Wirthstochter mit zuvorkommender Höflichkeit. „Es fehlt noch so manches. Gestatten Sie mir, daß ich dafür sorge. Mein Herr", fügte sie zu dem jungen Offizier gewendet hinzu, „begleiten Sie mich." Dann richtete sie ihren Blick ruhig und kalt auf den Obersten, als wolle sie dessen Zustimmung abwarten.

Dieser sah einen Augenblick vor sich nieder. „Graf Choiseul", sagte er dann, „begleiten Sie diese schöne Mademoiselle. Als guter Kavalier", fügte er lächelnd hinzu, „erwarte ich von Ihnen, daß Sie Ihre Dame auch nicht einen Augenblick aus dem Auge verlieren."

Adeline durcheilte alle Räume des Hauses und der angrenzenden Gehöfte. Aber Marie war nirgends zu finden. Wenig beruhigt kehrte die schöne Wirthstochter in das Gastzimmer zurück.

Noch war sie mit dem Ordnen der Tafel beschäftigt, als sich die Thür öffnete und ein junger Landmann unbefangen hereintrat.

Ebenso unbefangen nahm er an der Tafel der übrigen Gäste Platz und theilte mit der größten Ungezwungenheit die Reste ihrer Mahlzeit. Adeline vermochte kaum einen lauten Schreckensschrei zu unterdrücken. Sie war bleich wie der Tod.

„Das ist Schill!" flüsterte der französische Spion dem Obersten zu. Schill aß und trank ruhig weiter. Heiter und zwanglos, wie er eingetreten war, spielte er seine Rolle mit der Laune eines jovialen Rittergutsbesitzers.

„Ah, Monsieur Quiehl", sagte er dann, zu dem kleinen dicken Herrn gewendet, der hinter dem Obersten stand. „Ihr wolltet neulich desertiren, Euren Kaiser verrathen und Dienste bei einem gewissen Schill nehmen! Wie es scheint, habt Ihr Euch besser besonnen und das ist schön von Euch!"

„Noch besser ist es von mir", antwortete der französische Spion, „den Freischarenführer Schill, der es wagt, auf eigene Hand dem Kaiser der Franzosen den Krieg zu erklären, selbst zu bekämpfen!"

„So", entgegnete Schill, „das wollt Ihr? Auch das ist schön von Euch. Nun", fügte er mit scherzendem Ton hinzu, indem er sich gleichzeitig von der Tafel erhob, „ich bin Schill!" — „Dann", erwiderte der Oberst, indem er ebenfalls aufstand, „seid Ihr mein Gefangener!"

„Ah", sagte Schill, „das ist nicht schön von Ihnen, meine Herren, einen Mann, der unbefangen an Ihrer Tafel Platz nimmt, an derselben zum Gefangenen zu machen. Ich würde das nicht gethan haben. Wo bleibt da die Heiligkeit des Gastrechts!" — „Wir kennen kein Gastrecht gegen die Feinde des Kaisers!" entgegnete der Oberst mit scharfer Betonung.

Schill schwieg einen Augenblick. „Nun", sagte er dann, „wenn ich Ihr Gefangener bin, meine Herren, so werden Sie mir erlauben, erst vorher das Pistol abzuschießen, das ich bei mir trage."

Ehe eine Antwort erfolgen konnte, feuerte er den Schuß durch das Fenster. Die Scheibe klirrte. Er legte das rauchende Pistol auf den Tisch und trat einige Schritte zurück.

Adeline war hinter dem Schenktisch ohnmächtig zusammengesunken. Nur Augenblicke waren vergangen, noch war kein Wort gesprochen; da ertönte lautes Geräusch von außen. Die französischen Offiziere sprangen von der Tafel auf. Gleich darauf öffneten sich sämmtliche Fenster und Thüren der Gaststube und Bewaffnete — in jeder Hand eine Pistole, den gezogenen Säbel quer im Munde — traten herein.

„Nun," sagte Schill mit ruhigem und kaltem Ton, „dann meine Herren, sind Sie meine Gefangenen!"

Marie, die Dienstmagd, hatte sogleich beim Eintreffen der fremden Gäste denselben Verdacht geschöpft, wie ihre junge Herrin, da sie genau wußte, daß Schill am heutigen Abend kommen würde. Nachdem sie sich von der Zahl der Franzosen und der Aufstellung unterrichtet, hatte sie mit einem Sprung durch eine Scheunenlücke — begünstigt durch Nacht und Regensturm — die Flucht ergriffen und war Schill auf wohlbekanntem Weg entgegengeeilt.

Der kühne Freischarenführer kehrte, nach Empfang ihrer athemlosen Mittheilung, sofort zurück, um seine Maßregeln zu treffen. Begünstigt durch dieselben Umstände, durch Finsterniß und Wolkenschauer wurden die französischen Wachen beschlichen und niedergemacht. Der Schuß durch das Fenster war das Signal zum Eindringen für seine Leute.

Die französischen Offiziere, rings von den Mündungen der Schußwaffen umgeben, erkannten, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Sie waren Gefangene.

„Folgen Sie ruhig, meine Herren, geben Sie Ihre Waffen ab und Ihr Ehrenwort, keinen Widerstand und keinen Fluchtversuch wagen zu wollen, dann sollen Sie unbelästigt bleiben und über nichts zu klagen haben, als über den Verlust Ihrer Freiheit. Das ist Kriegsgeschick. Heute Ihnen, morgen mir. Was aber Ihn anbetrifft, Monsieur Quiehl," fügte Schill zu dem kleinen, dicken, französischen Spion gewandt hinzu: „so fürchte ich doch, ich werde Ihn hängen lassen müssen."

Quiehl zuckte verächtlich mit den Achseln und setzte sich dann mit niedergeschlagener Miene auf einen Stuhl. Jetzt blieb Schill Zeit, sich um die schöne Wirthstochter zu kümmern. Sie hatte sich inzwischen erholt und sank mit einem Thränenstrom in seine Arme.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen